Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1911)

Artikel: Juanita [Schluss]
Autor: Strasser, Charlot
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-764087

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JUANITA

ERZÄHLUNG VON CHARLOT STRASSER

(Schluss)

Wohl ergab sich auf den folgenden vielen Seiten des Tagebuchs noch das eine und andere Datum, aber Zusammenhang erhielt ich nicht und die gefundenen Worte müssen sich teils auf die Menschen an Bord, teils auf Krankengeschichten, dann wieder auf beinahe philosophische Betrachtungen in einsamen Stunden oder auf naturwissenschaftliche Beobachtungen bezogen haben. An einer Stelle fand sich wahrscheinlich die Beschreibung eines Pampero; dann schrieb er wiederholt den Namen Darwins; auch die Zahl 1834 und der Name „Beagle", des Schiffes, auf dem Darwin reiste, finden sich. Offenbar handelt es sich um die Weltumseglung des großen Gelehrten, die Klaus Müller eifrig studiert haben muss. Aber als Ganzes ergab sich nichts, was das Bild vervollständigen würde. Den Namen Jeanne fand ich nur vereinzelt; es schien, als ob er gefürchtet habe, weiter in die Seligkeiten seiner Erinnerungen sich zu versenken. Nur zuweilen erriet man eine Stelle wie: „Ihren Namen auf den Lippen, suchte er den Schlaf."

Am 17. März 1910 hatte ich das Buch erhalten, Tage und Nächte seither war ich darüber gesessen; ich wusste nicht, ob draußen Sonne schien oder Regen niederging; ich fühlte die Bewegungen des Schiffes über der hochgehenden See kaum; ich saß und saß hinter den verwaschenen Schriftzeichen und suchte Sinn in das blasse Gewirr zu bringen. Aber am 23. März hatte man mich doch aus meinem Winkel hervorgeholt, denn wiederum waren wir in den Smyth-Kanal eingefahren.

Schon damals hatte ich so viel aus dem Tagebuch und den mir nunmehr bekannten Akten des Seeamts herausgelesen, dass ich mir eine genaue Vorstellung der dreiwöchentlichen Bootsreise jener Schiffbrüchigen machen konnte. Und darum will ich nochmals von dieser großartigen Gegend, in der sich der Schluss des Dramas abspielte, berichten. Ich will erzählen, wie mir die zweite Fahrt durch diese gewaltige Natur in Erinnerung geblieben ist

und an den betreffenden Stellen, da ich so viel Schönheit vom sichern Verdeck eines großen Dampfers erlebt habe, einfügen, was jener andere hier zu kämpfen und zu leiden gehabt hat.

Wir führten einen hohen Gast an Bord, einen Prinzen aus altem Herzogshause, einen liebenswürdigen, bescheidenen und fein gebildeten Menschen, und der Kapitän durfte wohl um seinetwillen die Fahrt etwas ausdehnen.

Wir hatten beständig Sonnenschein. Erst nahten als duftige, graue Schatten die fernen Berge. Dann bekamen die Klippen Leben durch die daran wachsenden Pflanzen. Schon früh des nachmittags gingen wir in einer stillen Bucht vor Anker, eingeschlossen von fast senkrecht aufsteigenden, aber bis zum Gipfel bewaldeten Felszacken. Eine Landungsexpedition war vorbereitet worden und es verging nur kurze Zeit, bis der Kapitän, der Prinz und ich im Boot saßen, um ans Ufer gerudert zu werden. Wir fanden sogleich Spuren der Indianer, der „Lehmänner", wie sie scherzweise von den deutschen Seeleuten genannt werden: Haufen von großen Entenmuschelschalen im Moos des Urwalds, und ein paar Schritte im Dickicht die Gabelstangen eines ehemaligen Wigwams. Wieder einige Schritte weiter, und man hätte es nicht für möglich gehalten, dass hier die Wildnis je von menschlichem Fuß betreten worden war. Urwald mit hohen Bäumen, wie ich sie nicht erwartet hatte, da von Bord aus alles wie Gestrüpp aussieht; Myrtenarten, die im Laufe der Jahrhunderte zu knorrigen Bäumen ausgewachsen waren. Alles überwuchert von Schlingpflanzen. Dazu Fuchsien mit Tausenden von rot und violetten Blüten; an weiteren Stellen wieder in mannigfaltigen anderen Farbenzusammenstellungen. Dann Farrenkräuter, Lycopodiumarten, die sich geschickt auf gebrochenen Stämmen niedergelassen hatten und mit ihren meterlangen Blättern sich hohe Palmen dünkten. Andere Farren waren so lange auf dem selben Fleck emporgewachsen, dass die verdorrten Reste der vorjährigen Wurzeln sich übereinandergetürmt und richtige Stämme gebildet hatten. Dann wieder Azaleen und Schlingpflanzen, Myrten, umgestürzte, verwitterte Baumstämme, Farren, Fuchsien, und über das ganze verteilt wie Sammet auf Königsmänteln zierliche Moose, wie Spitzensäume zu raffinierten Frauenlinnen kostbare Flechten. Flechten vom Perlgrau zum blendenden Weiß, vom Ocker zum Schwefelgelb, und

mit Filigran und Brokatblättchen, dass man sich niedersetzen und stundenlang den Gang ihrer Gewebe hätte entwirren mögen.

Der Schiffsmaler hatte für den Prinzen eine Gedächtnistafel gemalt, die wurde an die Wildnis genagelt zu Hale Cowe, wie der Ankerplatz hieß, und ich hatte den Spruch hinzufügen müssen:

„Wo wir auch stehen im Leben, vergleichen wir Gipfel und Gründe.
Aber den Maßstab der Welt gibt uns die Wildnis allein."

Ich fürchte nur, Spruch wie Tafel dürften den „Lehmännern" dereinst Bettgestell, Hüttendach oder gemeines Brennholz werden. Als die Nacht hereinbrach, zündeten wir ein Feuer an, das durch die wildverwachsenen Baumformen hoch zum Himmel züngelte.

Die Fahrten der nächsten Tage durch die Seen des Kanals, so müsste man die Meeresarme zwischen den patagonischen Inseln bezeichnen — ist man doch zu allen Seiten beständig von Bergen eingeschlossen — brachten zu viele der großen Eindrücke, als dass man sie regelrecht aufzählen könnte. Die ersten, großen Gletscher mit smaragdgrünen Spalten. Von Zeit zu Zeit kleine Eilande, an denen der Ozeandampfer so vorbeistrich, dass man in Versuchung kam, die Hände nach den Blumen am Ufer auszustrecken. Die Berge verjüngten sich vom Seespiegel nach der Tiefe in einen zweiten Himmel hinein. Wiederum die Fahrt durch die English Narrows. Vor des Dampfers wie Donner weiterrollendem Tuten flohen erschreckte Pinguine, schlugen mit ihren zu Schwimmflossen gewordenen Flügeln das Wasser schaumig und schossen wie Motorboote durch die dunkeln Fluten, eine weiße, lange Kiellinie hinter sich ziehend. Mir scheint, ich könnte tagelang Konzerte und Theateraufführungen genießen, immer wieder starke Eindrücke empfangen und doch später Reihenfolge und Wesentliches registrieren und wiedergeben; hier aber verlor ich mich völlig in der unerfassbaren Größe der ständig wechselnden Landschaft. Ja, wenn sie immer in gleichem Licht vor uns erstehen würde! Aber bald kämpft sich die Sonne durch Nebel und Wolken, bald schafft sie Wunderwerke am Himmel selbst; dann wieder liegt alles in reinen, blendenden Farben, oder aber unter gleichmäßigem Schatten, in dem gerade für das feiner geschulte Auge um so größerer Reichtum sich offenbart. Und so in Unendlichkeit!

Hinter den English Narrows kam uns der Alarmruf „Lehmänner“ endlich vom Vorderdeck. Weit drüben der Rauch eines Feuers und ein nahendes Boot. Als ob sie von der Reisefirma Cook für den Prinzen herbeordert worden wären. Sie besaßen ein recht kunstvolles Fahrzeug, die da an unsere Falltreppe anlegten, und den ersten „Lehmann“, der affenartig an Bord kletterte, schmückte sogar ein verschlissener Bratenrock. Darunter ging er ganz nackend; nur ein kleiner Schamschurz kündete, dass auch er vom Baume der Erkenntnis seinen Apfel gepflückt hatte. Die Kinder im Kahn waren völlig nackt; die Frauen hatten ein paar Fetzen über den Schultern. Ein furchtbarer Unrat bildete den feuchtwarmen Boden des Fahrzeuges und die Kleinen waren über und über mit Schlamm bedeckt. Am erstaunlichsten erschien mir das, was wir mit Mund bezeichnen und welches ich mit dem Fernglas für einen über die Nase von einem Ohr zum andern gezogenen Farbstrich zur Gesichtsverschönerung gehalten hatte. Dann die überlangen Oberkörper, die kurzen, dünnen Beine und die behäbigen Bäuchlein. Alle Indianer sahen wohlgenährt aus. Ihre Sprache hörte sich an wie Entengeschnatter. Die Damen wurden besonders laut, wenn man sie in ihrer unverhüllten Grazie photographieren wollte; unsererseits ein ebenso taktloses, wie belustigendes Unterfangen. Die ganze Familie kam schließlich an Bord, wo sie einen penetranten Geruch verbreitete. So gutmütig mir die Indios von fern erschienen waren, so sehr erschrack ich doch jetzt über die brutal vertierten Gesichtszüge. Man redet den „Lehmännern“ nach, sie witterten vereinzelte Schiffbrüchige, wie Hunde das Wild. Sicher ist, dass sie sich nicht an Europäer wagen, wenn deren mehrere beisammen sind. Anderseits fürchten sich die Seeleute sehr, ihnen unbewaffnet und allein zu begegnen. Darwin und Fitzroy haben noch angenommen, dass die Alacalufes Menschenfleisch verzehrten... In den letzten Jahren ernähren sich die „Lehmänner“ davon, dass sie den Schiffen aufpassen, die durch den Kanal fahren, sich ihnen mit lautem Geschrei nahen, Felle ausschwenken, die sie gelegentlich zum Tausch gegen Nahrungsmittel hergeben und von den belustigten und auch mitleidigen Seeleuten ihren Bedarf an Werkzeugen, Nahrungsmitteln und abgelegten Kleidern geschenkt erhalten. Mit einem Sack Schiffszwieback, einem Beutel Taback, und, nachdem sie aus einer

Lampe der Matrosen das Öl mit Wohlbehagen ausgeschlürft hatten, verließen sie den „Apis“. Zu unserem Erstaunen, trotzdem sie zuvor beständig „Skin! Skin!“ geschrien hatten, war im Boot kein einziges Otterfell mehr zu erblicken gewesen. Als aber unser Schiff wieder in voller Fahrt und das Canoë gerade noch in Sehweite war, holten die Lehmänner einen prächtigen Pelz aus des Bootes Gründen und schwangen ihn grinsend und mit dem Ausdruck herzinnigster Freude, uns, die törichten, gutmütigen Geber so leicht überlistet zu haben, hin und her; und die Mäuler schnitten nun wirklich durch die Gesichter. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, wie ungemütlich es sein müsste, einer Horde solcher Menschentiere ohne Waffen gegenüber zu stehen.

Die Weiterfahrt ging durch den Chasm-Reach. Senkrecht stiegen zu beiden Seiten die Felsen himmelwärts. In Silberadern rieselten Sturzbäche über den schwarzen Grund. Zehnfaches Echo rollte an den Wänden weiter. Das Herrlichste waren immer die Durchblicke zu fernen Eis- und Schneegipfeln. Wenn so ein Gletscher mit seinen grünen Klüften über die Flühe herunterbrandete, geriet selbst Hoheit in lautes Entzücken.

Unser Ankerplatz, Chacabuco Cowe, war noch einsamer als der gestrige. Grabesstille, die um so ungestörter erschien, als einzig ein Wasserfall durch die große Nacht rauschte. Es gab da nur drei Farben: schwarz, grau, weiß. In schwarzen Zacken ragten die Felsen empor; schwarz sanken sie vom Spiegel in die Meerestiefe. Grau war der Himmel darüber; grau das Wasser darunter. Zwischen zwei Zacken ein schneeweißer Gletscher; in der Meerestiefe sein schneeweißes Abbild. Der Mond hatte einen weiten Hof. Vier schwarze, kleine Inseln schwammen auf dem dunkeln Wasser. Keine Welle unterbrach die gläserne See.

In dieser nun so friedlichen, hehren Einsamkeit hatten die drei Überlebenden der „Juanita“ um ihr Leben kämpfen müssen. Wir befanden uns unweit des Trinidad-Channels, durch den sie wahrscheinlich mit ihrer Gig nach einer vierzehntägigen Ruderfahrt in den Smythkanal eingebogen waren, hoffend, einen durchkommenden Dampfer anrufen zu können. Tagsüber hielten sie sich im Dickicht versteckt, während einer von ihnen Wache stehen musste, aus Furcht vor den Wilden. Nachts ruderten sie. Dunkel

und Nebel umgab sie. Nach dem Kompass richteten sie allein die Reise und mit fast übermenschlichen Anstrengungen hatten sie im kleinen Boot die weiten Strecken zurückgelegt.

So meldet es das Tagebuch des Doktors:

„— 18. Jan. 09. Tag u. Nacht Nebel. 8 Tage, u. wissen nicht, wo wir sind. Im Kanal? Im Dampfertrack? I. Off. auf Wache. Hat keinen Dampfer gesehen. Heute Morgen Rauch. Toll vor Freude! Ein Schiff! Rauch kam aus Bäumen. Indianer! Streit. Wollte zu ihnen. „Alte“ u. I. Off. weigerten sich. Haben keine Waffen. — Boot in überhängenden Myrten verborgen. Ganzen Tag Nebel und Kälte gelegen. Viel Entenmuscheln. Feuer im Boot ein Glück! Aus Krawattennadel Angelhaken gefertigt. Congriu gefangen. Festbraten. Mit Salzwasser gewürzt. Stimmung sehr gehoben. Muss Rettung geben!“ —

Der nächste Morgen unserer Dampferfahrt brachte ein prunkvolles Schauspiel: Treibende Eisberge. Wie juwelenbesetzte Kronen des Meergottes glühten sie auf der Wasserfläche. Der Dampfer stoppte. Die Schaluppe wurde neben einen der Kolosse, der zweimal so groß wie das geräumige Boot war, gerudert und unsere Matrosen versuchten dann, eine Kette unter ihm durchzuführen. Die Dampfwinde an Deck zog an; der Eisklotz zitterte ein wenig und zersprang klirrend in zwei Stücke. Es braucht viel Geduld, solches Kleinod anzuketten und die Arbeit ist kalt und nass. Aber der Eiskeller des „Apis“ wurde schließlich ganz gefüllt.

Die Felsenrücken hatten um die Guia-Narrows viel trotzigere Formen angenommen. Die Vegetation ging weniger weit hinauf. Wind und Wasser mochten schon die Oberfläche arg verwittert haben. In die Ferne gab es wundervolle Durchblicke auf Gletscher und Firne.

Der Ankerplatz, den wir zur Dämmerung erreichten, hieß Puerto-Bueno. Viel weiße Schilder grüßten, Beweise, dass in dieser Wildnis doch mancher Fuß gegangen war. Auf der Karte stand ein großer See eingezeichnet. Den wollten wir entdecken. Zur Seite einer Entenmuschelbank legte unser Boot an. Über und über waren die Klippen mit den blauschwarzen Schalen der Weichtiere bedeckt. Die Matrosen sammelten sich Säcke voll. Durch Zypressen, Tujas und Magnolienbäume, durch Stechpalmenarten mit orangeroten Glockenblüten und Myrtengebüsche, durch alle

möglichen Heidekräuter und tiefen Sumpf bahnten wir uns einen Weg in den Urwald, wobei wir die Flechtenspitzenbezüge des Moorbodens mit täppischen Füßen zertraten. Fast atemlos waren wir auf eine kleine Höhe gelangt, — da lag ein stilles, dunkles Wasser zu unsern Füßen. Selten sah ich soviel Schwarz in einem Bilde. Schwarz der Spiegel. Schwarz der Wald und die sich spiegelnden Bäume. Schwarz die ansteigenden Felsenkuppen. Ein wahrer Totensee. Auf dem Gipfel einer kleinen Insel wurde ein Feuer angezündet, das weithin durch die Dunkelheit in die Meeresstraße leuchtete. Wäre vor Jahresfrist an dieser Stelle ein solches Fanal zu sehen gewesen, die Notizen jenes Tagebuches hätten anders gelautet.

„19. Jan. 09. Tag u. Nacht Nebel. Unweit Treibeis. Wissen vielleicht, wo wir sind. „Puerto-Bueno", sagt Kapitän. Süßwassersee in d. Nähe. Viele Spuren v. Dampfern. Weiße Schilder an Bäumen. Meine Wache. Angst vor Lehmännern, die auf Dampfer warten. Streit, ob Feuer ausgehen lassen. Immer Minorität gegen „Alten" und I. Off. Behaupte, dass Furcht übertrieben. Disput, ob weiter rudern oder Dampfer erwarten. Zu unsicher. Kommt einer, muss uns doch einholen. Feuer ausgegangen. Noch 1 Schachtel Zündhölzer. Massenhaft Entenmuscheln. Abscheuliche Nahrung. Pinguineier gefunden. — Denke nicht mehr. An Lage gewöhnt. Ein Glück, dass Sommer ist! Soll nächster Tage Ansiedlung erreichbar sein. Glaube nicht an Rettung. Werden sterben müssen. Unbegreifliches Wort. So wenig für sich, noch weniger für Andere getan.

20. Jan. 09. Tag u. Nacht Nebel. Speckseite im Wasser angetrieben. Hoffnung. „Alte" tagsüber Wache. Kein Dampfer. Spähten nach Ansiedlung v. Schafzüchtern aus. Muss doch in der Nähe sein! Sind vielleicht bei Main-Channel. — War nicht zu finden. Haben keine Karten. In falschen Kanal eingebogen? „Alte" kennt Gegend nicht. Nur für Dampfer. Segler nie hierdurch. Ein Glück, dass gestern so viel Süßwasser. Wenn wir Häuser sähen! Kanal sehr breit. Bekamen abends Boot eine Stunde nicht aus Seetang frei. Mussten bis an Schultern im Wasser arbeiten. Letzte Streichhölzer nass geworden. Froren furchtbar nachts. Müde vom Rudern. Kauen letzte Zigarren. Wenn nicht mehr gehen will, spreche leise ihren Namen. „Alte" betet.

21. Jan. 09. Tag u. Nacht Nebel. Ansiedlung nicht gefunden. Schüttelfrost. Fieber. Tags versteckt. I. Off. Wache. Kein Dampfer. Sagte uns, dass einmal Indianercanoë ganz nahe. Weckte uns nicht. Wahnsinnige Angst, entdeckt zu werden. Schlafe wenig. Muss immer an Jeanne denken. Wenn sterbe, nichts, ihr zu hinterlassen. Liebste Bücher, Alles, Alles mit „Juanita" untergegangen. Nur Mikroskop in Eile ins Boot geworfen. Lächerlich! Jeanne! Muss immer an dich denken. Heilige! Neige dich zu mir in der letzten Stunde! — Nachts gerudert. Kann fast nicht mehr. Zähle die Ruderschläge."

Die Strecke, durch welche die Schiffbrüchigen in drei Tagen bei Nacht und Nebel gerudert waren, hatte unser Dampfer in wenigen Stunden bei herrlichstem Sonnenschein durchfahren. Aus der Ferne grüßten majestätische Ketten von ewigen Schneebergen: Der Mount Burney und die Cordillera di Sarmiento. So Übermächtigem gegenüber fehlen immer wieder die Vergleiche. Der Prinz dachte an die Dolomiten, ich an das Berner Oberland, aber das eine ist so großartig wie das andere. Welche Weltflucht hier! Die ewigen Firne und davor das blaugrüne Meer mit all seinen Buchten und Fjorden. Du schönste schweizerische Heimat, — hier gibt es deiner ebenbürtige Wunderwerke der Erdgestaltung, von der Elemente Gewalt gemeisselt, — Gletscher, in grenzenlose Einsamkeit gerückt, und kein benagelter Fuß hat ihre ewige Ruhe je entweiht. Nur selten erschallt der Pfiff eines Dampfers, eines Spielzeugs der kleinen, myrtenbewachsenen Inseln, aber bis zu der Eisriesen Heiligtumsstille dringt kein Menschengeräusch.

Muss nicht die Wildnis ihr Opfer fordern? Muss nicht der Mensch, über den das Schicksal einmal so verhängt wurde, von ihrer Größe zermalmt werden? Ist nicht wiederum sein Kampf heldengroß, wenn er sich gegen das Unerbittliche bis zum letzten Atemzug aufbäumt?

*

Der seeamtliche Bericht über den Untergang der „Juanita". erzählt in seiner furchtbar tatsächlichen, protokollartigen Weise, wie die Tragödie endete.

„Das Vollschiff „Juanita" war auf der Reise von Vlissingen nach Valparaiso. Nachdem Kap Horn umsegelt worden war,

hatten seine Führer am 20. Dezember 1908 die letzten, astronomischen Beobachtungen machen können. Man befand sich damals auf ungefähr 52° südlicher Breite und 79° westlicher Länge. Von hier an herrschte ständig ein stürmischer Wind mit bedecktem Himmel und feinem Schmuttregen. Der Kapitän trug kein Bedenken, auf dem bis jetzt eingehaltenen Kurs liegen zu bleiben, der ihn nach seiner Meinung weit von der Küste ab vor den Golf von Pennas führen sollte. Man führte an Segeln die Fock- und Voruntermarssegel, Großuntermarssegel und gerefftes Großobermarssegel, Kreuzuntermarssegel, Unterstagsegel und Besan.

Man hatte die Raaen etwa vierkant gebrasst, als der auf der Back stehende III. Offizier plötzlich ein Schiff an Steuerbord vorn dichtbei meldete. Der I. Offizier, der mittschiffs beschäftigt war, eilte nach vorn und sah eine dunkle Masse auftauchen mit schwerer Brandung darunter; er erkannte in dem vermeintlichen Schiff einen Felsen und rief sofort nach achtern: „Land an Steuerbord! Rocks an Steuerbord! Hart Backbord das Ruder!“ Sein sofort ausgeführtes Kommando hatte Erfolg; die Raaen wurden wieder Steuerbord angebrasst; das Schiff drehte nach Backbord und man kam eben frei von der Brandung, steuerte weiter nordwärts und setzte mehr Segel, um die Abtrift zu verringern. Der Kapitän erkannte nun, dass er sich viel weiter östlich befand, als er angenommen hatte. Nach vielleicht einer Viertelstunde wurde etwas an Steuerbord voraus wieder Brandung gesichtet, auf die man direkt zulief. Das Schiff konnte trotz Hartbackbordruders nicht höher an den Wind gebracht werden; man brasste die Raaen back, um die Fahrt aus dem Schiffe zu bringen, war dann gleich auf allen Seiten von Felsen und Brandung umgeben und die „Juanita“ stieß auf. Sie arbeitete furchtbar und eine schwere Brandung begann von Steuerbord achtern über sie wegzugehen. Das Rettungsboot, das an Steuerbord auf dem Logisdeck stand, wurde ausgeschwungen, klar zum Wegfieren gemacht, und mit Provisionen, Karten und allem Nötigen versehen; ehe aber Leute hineingingen, hatte die Brandung es an der Seite zerschlagen. Mittlerweile kam der Tag: das große Boot an Backbord wurde ausgeschwungen und mit fünf Matrosen besetzt, die es in einiger Entfernung vom Schiff auf der wildgehenden See halten sollten. Nachdem dann auch die Sloop klargemacht war, wurden noch elf Mann vom I. Offizier mit großer

Umsicht mittels einer Leine hinüber in das große Boot, das mit allem Notwendigen versorgt worden war, gefiert. Der II. Offizier hatte die Weisung bekommen, sich in den Dampfertrack des Smythkanals, längs dessen es die beste Aussicht auf Rettung gab, zu legen, und war alsbald fortgerudert. Inzwischen hatten die übrigen Leute der Besatzung, außer dem I. Offizier und Kapitän, — der Arzt (der sich ausnahmsweise, eigentlich als Passagier auf der „Juanita" befand), der Koch und vier Matrosen die Sloop betreten. Der I. Offizier sollte die Leute an Land schaffen und nachher der Kapitän, der noch an Bord verbleiben wollte, holen. Der I. Offizier war gerade im Begriff, sich als letzter mit einer Leine nach der Sloop hinüberzufieren, als eine schwere Brechsee das Boot von vorne traf, mit sich riss und zum Kentern brachte. Der I. Offizier und der Arzt konnten sich an Bord zurückretten, während die fünf andern ertranken. Kapitän, Arzt und I. Offizier gaben nun dem schon in ziemlicher Entfernung seewärts sich befindlichen, großen Boote Signale mittels Kanonenschlägen und Auf- und Niederholen der Flagge, um es zur Rettung der andern zurückzurufen, jedoch ohne Erfolg, und bald entschwand es den Blicken zwischen den äußersten Riffen. Die drei übrig Gebliebenen verbrachten die Nacht an Bord, rüsteten am nächsten Morgen die Gig aus, verließen nachmittags das Schiff und gelangten glücklich in einer ruhigen Bucht an Land. Am nächsten Morgen war von der „Juanita" nichts mehr zu sehen. Sie ist jedenfalls während der Nacht vom Riff abgerutscht und gesunken. Vier Tage blieben die drei auf der Insel und machten sich dann mit der Gig auf die Fahrt, Rettung zu suchen. Unter unsäglichen Beschwerden gelangten sie nach drei Wochen, während welcher Zeit sie sich nur von Muscheln und einer an Land gespülten Speckseite ernährten, am 24. Januar nach den Evangelisteninseln, an 250 Seemeilen südlich vom Strandungsort. In ihrem halberfrorenen, völlig hinfälligen Zustande wurden sie unter großen Schwierigkeiten von der Besatzung des dortigen Leuchtturms geborgen (während man die Gig den Wellen überließ) und mit der größten Sorgfalt gepflegt. Der Arzt erlag als erster den Folgen der Erschöpfung und wurde am 27. Januar von den Evangelistas ins Meer versenkt. Der I. Offizier und der Kapitän konnten durch einen von der chilenischen Marinebehörde auf Meldung des Postdampfers „Cropesa" ausgesandten

Kreuzer von dort abgeholt werden, aber noch während des Transports, am 21. Februar, starb der I. Offizier an einer Brustfellentzündung. Der Kapitän gelangte am 23. Februar nach Punta Arenas, wurde dort im Hospital verpflegt und legte gleich nach Ankunft die hier wiedergegebenen Daten nieder. Auch er erlag fünf Tage später einem Lungenleiden und folgte seinen Offizieren und seiner Mannschaft ins Grab. — Den Leuchtturmswächtern auf den Evangelistas gebührt für ihre tatkräftige und opfermutige Hilfe besondere Belobigung. Auf Veranlassung des deutschen Konsulats hat dann die chilenische Regierung den Dampfer „Kondor" ausgeschickt, um nach dem vermissten Großbot der „Juanita" zu suchen. Auf der fast vier Wochen dauernden Expedition hat man aber keinerlei Spuren über den Verbleib des Bootes und seiner Besatzung finden können, und es ist daher anzunehmen, dass die sechzehn oben erwähnten Personen ebenfalls ihren Tod gefunden haben. —"

*

Das letzte Tagebuchblatt des schiffbrüchigen Arztes.

„22. Jan. 09. Nachts Nebel. Tags etwas Sonne. Meine Wache. Kein Dampfer. Kann mich kaum auf d. Füßen halten. „Alte" hat Uhr zerschlagen. Haben keine andere mehr. Dem I. Off. 2 Finger d. rechten Hand u. r. Fuß erfroren. Kann nicht mehr gehen. Haben ihn viele Stunden gerieben. Zu erschöpft. Können nicht mehr. Dennoch: Berge kahler, runder, niedriger. In d. Ferne Mt. Burney. Ausgang des Kanals. Magelhaenstraße, Evangelistas u. Leuchtturm, Menschen nahe! O Gott, wenn wir doch gerettet würden! Dann will ich Freunde werben! Freund sein! Nie mehr Einsamkeit suchen! Für Andere leben!

23. Jan. 09. Tag u. Nacht Nebel. Kein Dampfer. „Alte" wachte. Nur er mag noch essen. Während d. Tages Vorrat v. Muscheln ins Boot gesammelt. Dann gegen einander gekauert zu schlafen versucht. Boot an Myrtenstamm gebunden. Nachts gerudert. Kommen nicht vorwärts. — Kap Tamar in Sicht! Magelhaenstr. so dunkel. Kommen stundenlang nicht weiter. Nun werden wir d. ganzen Tag rudern. — Können nicht mehr. Keiner spricht mehr. Kommen nicht vorwärts gegen hohen Seegang. Fühle mich kränker. Zittern. Zähne schlagen aneinander. Wollen

zusammen sterben. Halten uns wie Kinder umarmt. — Müssen weiter! Noch einmal! Evangelistas nahe! — Werden sie nie erreichen.

24. Jan. 09. Etwas Sonne. Kann nicht mehr rudern. „Alte" unermüdlich. Dreifache Anstrengung. — Kap Pillar in d. Ferne. — Gegen Abend Evangelistas? — Leide. Atemnot. Fieber. Schüttelfrost. Auch I. Off. Schüttelfrost. Lungenentzündung?

Rettung nahe! Haben uns bemerkt! Rakete abgefeuert. Flaggensignale! Rettung nahe! Leben! Leben! Lieben! Jeanne! Heilige! Liebste! — Sie sehen uns. Sie winken. Leben, leben! — Alles Fieberwahn. Muss ja Fieberwahn sein! Kann es nicht fassen.

Leben! Wir werden leben! —"

□□□

WIE GEWINNT MAN DAS VOLK FÜR GUTE LITERATUR?

Das sollte nicht schwer sein, denkt man: Man gibt ihm gute und billige Bücher in die Hand, und die Sache ist gemacht.

Aber die Praxis redet nicht so zuversichtlich. Wer sich nach Feierabend umschaut in Arbeiterstuben, weiß: neun Zehntel lesen blanken Schund. Wohlverstanden, Schund, der teurer ist, als die vorzüglichen Groschenbüchlein des Wiesbadner Volksbildungsvereins. Ich habe eines vor mir liegen, „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" von Gottfried Keller. 105. Tausend steht darauf. Bei dieser Ziffer schwillt einem wieder die Zuversicht, nicht wahr? Aber ihr vergesst, ein Zwanzig-Millionen Arbeiterheer steht am andern Ufer als Konsument. Da schnurrt die hundertste Auflage eines Wiesbadner Groschenbüchleins zum Nadelstich auf einem Globus zusammen. Gewiss, das „Fähnlein" und seinesgleichen summt sich immerhin bereits zu dem letzten Zehntel der Arbeiterlektüre auf. Aber dieses Zehntel wird noch hoffnungslos erdrückt von den neun Zehnteln Detektiv- und Gräfinnenheften. Vor dem Massengeheul des „Nick Carter, dem größten Entlarver", und der